

Danuta Orłowska, Jan J. Trzynadłowski: Srebro wrocławskie w zbiorach Muzeum Historycznego we Wrocławiu. [Das Breslauer Silber in den Sammlungen des Historischen Museums in Breslau.] Verlag Muzeum Historyczne we Wrocławiu. Wrocław 1987. 53 S., 26 Abb.

Schon seit vielen Jahren bemüht sich das Historische Museum der Stadt Breslau, das seinen Sitz im Rathaus hat, durch zahlreiche Aufkäufe die Geschichte der Breslauer Gold- und Silberschmiedekunst immer lückenloser zu dokumentieren. Mit über 250 Objekten aus dem 15.–18. Jh. dürfte die Sammlung des Museums inzwischen die größte Kollektion von Erzeugnissen dieses Kunstgewerbebezuges in Breslau sein, weshalb die Erarbeitung eines wissenschaftlichen Katalogs dieser Bestände schon seit langem ein dringendes Desiderat war. 1983 konnten die Arbeiten an diesem Katalog abgeschlossen werden, seit Mai 1987 liegt er im Druck vor.

Das chronologisch geordnete Bestandsverzeichnis des Katalogs vermittelt dem Leser sowohl die wichtigsten Informationen über Leben und Werk des jeweiligen Meisters als auch eine kurze Charakteristik seiner in der Sammlung vertretenen Erzeugnisse. Ein anschließendes alphabetisches Meisterverzeichnis mit den entsprechenden Verweisen erleichtert die Arbeit mit dem Katalog entscheidend, und 26 für polnische Verhältnisse sehr gute Fotografien veranschaulichen wenigstens einige künstlerisch besonders wertvolle Exponate der Sammlung.

Diesem dokumentarischen Teil sind zwei kurze Texte zur Geschichte der Breslauer Goldschmiedekunst bzw. der Sammlung des Historischen Museums vorangestellt, die den polnischen Leser erstmals über die Entwicklung dieses für die schlesische Kulturlandschaft einst so bedeutenden Handwerkszweiges informieren wollen. Um so bedauerlicher ist es, daß diese Ausführungen eine ganze Reihe von wissenschaftlich kaum haltbaren Behauptungen enthalten. So lassen sich beispielsweise die Traditionen der schlesischen Goldschmiedekunst, wenn man archäologische Funde mit den Autoren als ausreichenden Beweis für deren Existenz annimmt, nach Meinung des Rezensenten viel weiter als bis in das 11. Jh. zurückverfolgen (S. 4), und auch die von Danuta Orłowska und Jan Trzynadłowski behauptete Herkunft des Goldschmiedevom Grobschmiedehandwerk erscheint sehr befremdlich. Eine exaktere Analyse der Darstellungen mittelalterlicher Kleidertracht und Wohnkultur erweist eindeutig, daß das weitgehende Vorherrschen von Kultgerät unter den mittelalterlichen Goldschmiedeerzeugnissen eine Folge besserer Überlieferungsbedingungen als bei den weltlichen Kleinodien, nicht aber eine direkte Widerspiegelung der damaligen Verhältnisse ist, wie ebenfalls auf S. 4 nachzulesen ist. Desgleichen dürfte der Anteil sozialer Mittelschichten als Abnehmer mittelalterlicher Goldschmiedeerzeugnisse weit bedeutender gewesen sein, als die Autoren vermuten (man denke an Pilgerabzeichen, Schmuck aus minderwertigeren Rohstoffen usw.).

Weitere nicht überzeugende Aussagen D. Orłowskas und J. Trzynadłowskis finden ihre Begründung in der nach 1945 in Schlesien weitgehend üblichen, mehr polnisch-nationalen Betrachtungsweise der Geschichte dieser Landschaft. In Umkehrung der bisherigen Forschungsergebnisse wird beispielsweise ohne nähere Begründung eine Abhängigkeit der Breslauer Goldschmiedekunst von Krakau behauptet, die in der Formulierung gipfelt: „Die örtliche [d. h. schlesische – R. S.] katholische Hierarchie beschaffte auf Grund organisatorischer Bindungen bis 1821 die zur Liturgie notwendigen Gegenstände häufig in Krakau“ (S. 9). Aus gleichen Gründen wird der in Warschau geborene, völlig unbedeutende Joseph Ludwig Bornowski, der entgegen Hintzes Behauptung nicht erst 1859 in die Zunft eintrat, sondern schon 1850 nach dem Eintritt in die Innung deren Beisitzer war, Jahrzehnte vorher unzünftig ein bescheidenes Dasein führte und von 1859 bis zu seinem Tode 1861 das auf Armut hinweisende Amt des Innungsboten bekleidete, „zu einem der bekanntesten Künstler dieser Zeit“ (S. 9) hochstilisiert, ob-

gleich bezeichnenderweise die Kunstwissenschaft heute nicht ein einziges Werk von ihm kennt. Andererseits werden solch wichtige in diesem Zeitabschnitt tätige Goldschmiedefamilien wie die Lemors, Sommés, die in großem Stil Kultgerät produzierenden Firmen von Isidor Schlossarek oder der Familie Hoepfner, von denen die letztgenannte in der 2. Hälfte des 19. Jhs. auch nahezu alle bedeutenden sakralen Goldschmiedenkämaler Schlesiens restaurierte, nicht einmal erwähnt.

Auch bei der Bewertung der Bedeutung des Breslauer Goldschmiedehandwerks von der Renaissance bis zum Eklektizismus haben sich Fehldeutungen eingeschlichen. Durch die ausdrückliche Betonung, Andreas Heidecker († nach 1525) habe besonders zahlreiche Kontakte mit polnischen Auftraggebern gehabt, wobei hierfür als Beweis erhaltene Werke in Niepołomice (Kleinpolen), Peiskretscham (Pyskowice) im Oppelner Land und Fraustadt (Wschowa) im schlesisch-großpolnischen Grenzgebiet angeführt werden – ein wissenschaftlich sehr anfechtbares Vorgehen, da die beiden letztgenannten Orte ethnisch und kulturell unter starkem deutschen Einfluß standen (die Inschriften der Grabmäler in Fraustadt sind deutsch oder lateinisch!), also deutsche Besteller fast wahrscheinlicher sind als polnische –, entsteht der (von den Autoren offensichtlich beabsichtigte) Eindruck, Heidecker habe hierdurch eine Ausnahmestellung eingenommen. Diese Interpretation wird der Tatsache nicht gerecht, daß der Ostexport, welcher laut Aussage der archivalischen Quellen bis nach Rußland reichte, bis zum Anfang des 18. Jhs. (d. h. bis zum Beginn der tiefgreifenden ökonomischen Krise der polnischen Adelsrepublik) geradezu ein Grundpfeiler des Wohlstands der Goldschmiede nicht nur in Breslau, sondern auch zahlreicher anderer schlesischer Städte war, weshalb es schwer fallen dürfte, auch nur einen bedeutenderen Breslauer Goldschmied zu finden, für den sich nicht polnische Bestellungen nachweisen lassen oder zumindest wahrscheinlich sind.

Nicht weniger schwer dürfte es sein, die von Erwin Hintze übernommene Behauptung eines zahlenmäßigen Rückgangs der das Goldschmiedehandwerk ausübenden Einwohner Breslaus im 18. Jh. zu beweisen. Dieser Eindruck entsteht durch die nicht ganz korrekte Arbeitsweise Hintzes, der die Ansicht vertrat: „Infolge der Lage ihrer Grundstücke gehörten die Goldschmiede meistens zu den alten Pfarreien von St. Maria Magdalena und St. Elisabeth, so daß wir heute bei Nachforschungen über Tauf-, Trau- und Todesdaten von Goldschmieden vielfach mit den Kirchenbüchern dieser beiden Parochien auskommen“ (Die Breslauer Goldschmiede, Breslau 1906, S. 2), und konsequent – zum Nachteil des von ihm gezeichneten Bildes – die Archivalien der anderen Pfarreien (vor allem der katholischen Vorstadtpfarreien!) nicht auswertete. Eine Durchsicht dieser Quellen ergibt, daß auch dort zahlreiche Goldschmiede tätig waren. Interessant ist hierbei die Beobachtung, daß viele dieser Meister aus schlesischen Klein- und Mittelstädten zugezogen waren, in denen sie den jeweiligen Zünften angehörten, in Breslau aber durch die Numerus-clausus-Politik der dortigen Innung in den Rang von durch diese erbittert verfolgten, von den geistlichen Jurisdiktionsherren aber weitgehend geschützten Pfuschern herabgedrückt wurden. Die notorischen Beschwerden der Breslauer Zunft über jüdische Wanderhändler oder die Beeinträchtigung ihrer Privilegien durch die Nachbargewerbe der Schwertfeger und Gürtler machen eine ziemlich bedeutende außerzünftige Produktion von Goldschmiedewaren, besonders durch die Gürtler, wahrscheinlich. Wie wenig aber die Breslauer Goldschmiede mit ihren Anklagen Erfolg hatten, zeigt die Tatsache, daß selbst der Stadtrat das für seine Patronatskirchen erforderliche liturgische Gerät in der Regel von den preiswerter fertigenden Gürtlern kaufte.

Zusammenfassend gilt es festzuhalten, daß der schlesischen Kunstwissenschaft dank der vorliegenden Publikation endlich ein weitgehend tragfähiger Katalog zumindest einer der größten Sammlungen schlesischer Silberschmiedekunst zur Verfügung steht,

andererseits aber das von seinen Autoren gezeichnete Bild der historischen Entwicklung dieses wichtigen Kunstgewerbebezugs Breslaus zahlreiche Korrekturen erheischt.

Wrocław

Rainer Sachs

Lothar Hoffmann-Erbrecht: Musikgeschichte Schlesiens. (Die Musik der Deutschen im Osten Mitteleuropas, Bd. 1.) Laumann-Verlag. Dülmen 1986. 157 S.

Lothar Hoffmann-Erbrecht legt, gestützt auf die Veröffentlichungen des Arbeitskreises für Schlesische Musik und auf seine eigenen Beiträge, laut Umschlagblatt „gleichsam die Summe aus seinen bisherigen Forschungen“ zur schlesischen Musikgeschichte vor. Diese Teile machen aber nicht die gesamte Musikgeschichte Schlesiens aus. Der Autor äußert sich selbst im Vorwort erheblich vorsichtiger (S. 9): „Wir wissen wenig über die katholische Kirchenmusik des Spätbarock, die Kammermusik der Klassik, die Geschichte der Oper und so mancher anderen Gattung. Die musikalische Landkarte Schlesiens weist noch viele weiße Flecken auf.“ Hierbei ist zu fragen, ob im ersten Satz des Zitats nicht auch nur Schlesien gemeint ist. Ganz abgesehen davon, daß die Kammermusik der Klassik keine Gattung ist, trifft diese Aussage – so, wie sie formuliert ist – zumindest in toto nicht zu. – Der Herausgeber Gotthard Speer und H.-E. als Verfasser stellten sich die Aufgabe, trotz eines populären Aspekts dieses Büchleins solle die Darstellung „wissenschaftlich gearbeitet“ (S. 9) sein.

Dies ist – wie anfangs schon bemerkt – H.-E. in jenen Teilen gelungen, in denen er auf Vorarbeiten des Arbeitskreises für Schlesische Musik und eigene Studien (Glogauer Liederbuch, Stolzer, schlesische Lautinisten) zurückgreifen kann. In anderen Abschnitten wird dieses große Ziel nicht erreicht. Das Mittelalter enthält mehr einen allgemeinen geschichtlichen und musikgeschichtlichen Überblick und bezieht sich zu wenig auf die Musik Schlesiens in jenen Jahrhunderten. In landeskundlichen Abhandlungen wird gern auf die allgemeine Musikgeschichte zurückgegriffen, besonders wenn von der eigenen zu wenig bekannt ist. Diesem Trend folgt der Autor für diesen Zeitraum in zu großer Breite. Es sollte aber eher umgekehrt die regionale Forschung in Details der allgemeinen musikgeschichtlichen Darstellung geeignete und zuverlässige Grundlagen bieten.

Ab dem Spätbarock werden die Angaben knapp und bringen teilweise eine – gelegentlich nicht ganz befriedigende – zusammenfassende Verkürzung von MGG-Artikeln. In den Artikeln der Enzyklopädie „Die Musik in Geschichte und Gegenwart“ (MGG) ist Schlesien für die Zeit ab etwa 1750 trotz des damals dafür tätigen Mentors Fritz Feldmann nicht sonderlich gut bedacht worden. Einige einschlägige Untersuchungen (z. B. von Bohn, C. J. A. Hoffmann, Niemöller, Röder, Rudnick, Sandner, Wolfgang Scholz, Thamm) sind weder zur Kenntnis genommen noch berücksichtigt worden. Wilhelm Rudnick, von dessen Orgelwerken eine Schallplatteneinspielung erhältlich ist, wird gar nicht erwähnt, ebenso Bogentantz, Janitzsch, Hensel, Winterfeld, Hientzsch, Bohn, Ignaz und Heinrich Reimann. Die Bedeutung des Breslauer Kapellmeisters Moritz Brosig für die 2. Hälfte des 19. Jhs. wird kaum gesehen und angemessen eingeschätzt.

Einige unzutreffende Angaben sind enthalten: Dittersdorf reiste zwar von Johannsberg wiederholt und sogar für mehrerer Wochen nach Wien, er wirkte aber nicht nach seiner Tätigkeit beim Fürstbischof Graf Schaffgotsch „einige Jahre in Wien“ (S. 95). Bierey ging erst nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Breslauer Dienst nach Westdeutschland, jedoch nicht vor der Aufnahme seiner Stellung als Opernkapellmeister und Opernkomponist in Breslau. Brahms erhielt nicht 1881, sondern 1879 den Ehrendoktor der Breslauer Alma mater. Die Domkapellmeister des Breslauer Bischofs schlossen sich nicht dem Caecilianismus an, wohl aber Bernhard Kothe und vor allem der kämpferische Krutschek, den H.-E., nicht erwähnt.